In freier Stunde

Sensation in Heiligenburg

(1. Fortsetzung)

Roman von Ernst Klein

Die Uhr auf dem Rathausturm schlug sechs. Vom Platz herauf durch die geöffneten Fenster plötzlich Lärm der Postautos . . . Man vermeinte, die vor dem Rathaus aufwirbelnde Bewegung bis in die stille Leerheit der Kanzlei hinein zu spüren; sie war nicht nur zu hören, sondern auch beinahe körperlich zu empfinden.

Der Bürodiener Andreas Kattmayr kam herein, stellte sich an eines der Fenster, reckte den langen, dürren Hals und schaute auf den Platz hinunter. Scheinbar alles wie sonst. Doch wer das Fingerspitzengefühl dafür hatte, nahm wahr, daß unter der üblichen Verkehrsaufgeregtheit heute die Spannung des Außergewöhnlichen zitterte. In den Haustoren, in den Geschäftstüren standen die Leute raunend und gestikulierend beisammen.

Auch in der Kanzlei hatte man das sensationelle Ereignis auf dem Schloß von allen ethischen und moralischen Gesichtspunkten aus gründlichst durchgesprochen und sich in den verwegensten Vermutungen erschöpft. Der Herr Direktor allein hatte keine Ahnung von dem, was geschehen war.

Kattmayr starrte ihn mißbilligend an. „Das Wiener Auto is grad ankommen," verkündete er. „Gehen S' denn heute gar nimmer heim, Herr Direktor?"

Wagenmeister — im ganzen Bezirk bekannt als „der alte Wagenmeister", obwohl er gar nicht so alt, sondern noch recht stattlich war — schob die Brille auf die Stirn hinauf und blinzelte den Diener an. Er hatte müde, kurzsichtige Augen, deren Blau jahrzehntelange Lampenlichtarbeit allmählich gebleicht hatte. „Was woll'n S' denn, Kattmayr?" fragte er halb mechanisch, während sein Blick auf das große Blatt mit den vielen Zahlenreihen und der fünfstelligen Endziffer zurücksank.

Der Diener trat von einem Fuß auf den anderen und ließ seinen Adamsapfel rollen. „Ich hab' nur g'meint," stieß er halb verlegen, halb erbost hervor, „es is schon spät, Herr Direktor. Grad is das Auto von Wien komm'n!"

„Ach, so —? Ich muß ja morgen selber nach Wien Und da hab' ich halt noch zu tun . . ." Wagenmeister rückte sich die Brille wieder zurecht. „Gehn S' nur!" Er wünschte allein zu sein, wie jeder, der eine letzte Abrechnung macht, eine Schlußbilanz aufstellt.

Kattmayr schlurfte an die Tür. „Hab'n S' net g'hört, Herr Direktor, was passiert is?"

„Was ist denn passiert?" kam es ungeduldig vom Schreibtisch zurück.

„Ja, Herr Direktor — das wissen S' net? Der Baron hat die Baronin und den Verwalter erschossen. Beide sind sogleich tot g'wes'n. Ihr Herr Sohn, der Herr Chefarzt, hat sie selber abg'holt."

„So —?" Der alte Wagenmeister sagte das ganz gleichmütig.

Dem Diener blieb der Atem weg; er wartete, ob sich nicht doch noch eine stärkere Wirkung seiner Bombe zeige. Als sich nichts zeigte, drückte er die Tür halb auf und knarrte eine Abschiedsmahnung: „Der Herr Direktor sperr'n dann ab?" Er wartete noch immer, während seine Hand schon nach der Pfeife langte.

„Gute Nacht, Kattmayr!" klang's hinter ihm her. „Hören Sie — einen Moment!"

Der Alte schob hoffnungsvoll die Pfeife in die Tasche zurück.

Wagenmeister hatte sich halb und halb erhoben, ließ sich jedoch wieder an den Tisch zurücksinken. „Nichts . . . Is schon gut! Ich lass' die Frau schön grüß'n!" Er griff nach dem Bleistift.

Kopfschüttelnd stand der Diener noch eine Zeitlang im Vorraum an der Tür, als er sie hinter sich geschlossen hatte. Während er sorgfältig mit dem Daumen den Bosnischen in dem Pfeifenkopf zurechtdrückte und den Schwefelbalken an der Hose anrieb, murmelte er allerlei Respektwidriges vor sich her: „Was der Alte nur hat? G'spaßig, wie er dag'standen is an sein'n Schreibtisch —!" Er stülpte seine verschlissene und verdrückte Amtsmütze, altes ehemaliges k. k. Format, auf und stapfte die Treppe hinunter.

Im Tor traf er den Hausmeister, Herrn Josef Nowak, wie er selbst ein Fossil aus ehemaligen Amtszeiten. „Is er no droben?" fragte der, mit bezeichnender Kopfbewegung zur Stiege hinauf. Als Zeichen seiner Amtswaltung trug er eine blaue Zwillichschürze; die langstielige Pfeife hing auch ihm aus dem Mundwinkel.

Kattmayr sog an seiner Pfeife, so daß der Saft in ihr gurgelte. Er zuckte die Achseln. „I weiß net . . . Mir kommt vor — —"

„Was denn?"

„Wie wenn der alte Wagenmeister zu spinnen anfangt. Ich sag' Ihnen, Nowak: Wie er so dag'stand'n is —!"

Der Nowak nickte verständnisvolle Bestätigung. „Weiß i scho lang . . ."

Die Aufmerksamkeit der beiden Würdenträger wendete sich für einen Augenblick dem Autogetümmel vor dem Rathaus zu. „Heut sind eine Menge Leut' kommen — die zwei Wiener Wagen waren g'stopft voll!" sagte der Hausmeister und fügte hinzu: „Na — wissen S' schon? Die Baronin — der junge Wagenmeister hat s' operiert . . ."

Frau Nowak erschien mit Frau Kampf, der Mehl- und Seifenhändlerin von nebenan. „Also, da hört sich alles auf! Auf'm Schoß is sie ihm g'sessen? Na, und — —" Moralische Entrüstung flammte; Volksgericht machte sich zum soundsovielten Male an die Arbeit . . .

Oben saß der alte Wagenmeister an seinem Schreibtisch, ließ den Bleistift sinken und nahm die Brille ab, um sich die Augen zu reiben; in der letzten Zeit schmerzten sie oft. Ganz allein saß er da in dem langgestreckten Raum, in den die Spätnachmittagssonne über die leeren Stühle und Tische leuchtete und in ihren Strahlen die Staubelfen tanzen ließ.

Der einsame Mann sah nichts von dieser Pracht, sondern starrte mit stumpfem Blick auf die gnadenlose fünfstellige Ziffer: acht, sieben, sieben, fünf, acht . . . Wenn man's überlegte: In einer Zeit, die in Milliarden rechnete, eigentlich eine lächerlich kleine Summe; wenn man sie aber nicht ausgleichen konnte, reichte sie in die Unendlichkeit hinauf . . . Der alte Wagenmeister war bereits so weit, daß er in abstrakten Begriffen dachte. Es blieb ihm jetzt nur noch übrig, seine zwei Abschiedsbriefe zu schreiben. Morgen nahm er dann den Zug nach Wien . . .

Er setzte die Brille wieder auf, vertauschte den Bleistift mit der Feder und begann zu schreiben. Zuerst einen Brief, der nur anderthalb Seiten lang wurde und nach Wien bestimmt war. Er schrieb fest, rasch und energisch. Wie einer, der entschlossen ist, das zu tun, was unerläßlich ist. Beim Brief an den Sohn ging's mit dem Anfang sehr, sehr schwer. Zwei-, dreimal mußte der Alte absetzen.

„Mein lieber Martin! Du bist mein ältester Sohn, und zu Dir muß ich sprechen . . ."

So fing dieser letzte Brief an, den der alte Wagenmeister in seinem leeren Büro an seinem schönen großen Schreibtische mit seinem silbernen Federhalter schrieb. Eine volle Stunde brachte er damit zu. Dann zog er in gewohnheitsmäßigem Kanzleischnörkel seine Unterschrift darunter —: „Und so, für immer, Dein Dich liebender Vater Karl Wagenmeister."

Er hatte lange nachgedacht und den Brief mit einem ganz besonderen Worte der Liebe schließen wollen. So wie den ersten. Mit einem Worte, das milde stimmte, versöhnte; einem Worte für die Christel, und für den Jüngsten, den Franz.

Die Tränen drängten sich ihm in die bleichen, müden Augen, während er dieses Wort suchte. Er war kein sonderlich weicher Mann, doch er war immer ein guter Vater gewesen; das Mädchen, die Christine, stand seinem Herzen am nächsten. Aber er fand dieses Wort nicht. Alles schien so phrasenhaft, so gesucht.

Und die Wahrheit? „Mein lieber Sohn! Ich überlasse es Dir, der Christine und dem Franz zu sagen, was Du für nötig hältst. Ich weiß, ich lade eine harte Last auf Deine Schultern . . ." Der schwerste Brief, den ein Vater an seinen Sohn schreiben kann: das Eingeständnis seiner Schuld . . .

Sieben Uhr . . . Der alte Wagenmeister las seine beiden Briefe mit aller Sorgfalt durch. Kein Komma fehlte, und die Schrift zog gleichmäßig in haarscharf ausgeglichenen Zeilen über das Papier. Die Adressen auf den beiden Umschlägen tippte er sich mühselig mit dem Zeigefinger auf der Maschine zurecht.

Die Umschläge trugen keine Firma, denn auf der Post durfte kein Mensch darauf kommen, daß er vor seiner Abreise noch zwei Briefe geschrieben hatte. Auch die Christel nicht. Die nahm jeden Morgen zu Hause die Post in Empfang, und sie hätte sich erschrocken gefragt, was denn der Vater an den Martin zu schreiben hätte. Sie erfuhr es ohnedies früh genug. Die Christel! Wie würde sie — —? Der Vater wagte es gar nicht, diese Frage zu Ende zu denken.

Die Briefe wurden geschlossen, und der alte Wagenmeister war fertig: mit den Briefen; mit dem Büro; mit allem . . . Er reinigte sich die Hände an dem kleinen Waschtisch in der Ecke, der nur für ihn bestimmt war, trocknete sich umständlich ab, hängte das Handtuch an seinen Platz zurück, bürstete Hut und Rock ab, nahm seinen Stock und wandte sich zur Tür. Langsam, Schritt für Schritt, ging er dahin. Jeder Tritt hallte in dem weiten Raum, und seine Füße waren schwer. An der Tür blieb er stehen und schaute noch einmal zurück. Im Vorzimmer schneuzte er sich, putzte die Brille und stieg ein letztes Mal die Treppe hinunter.

Der Hausflur war angefüllt mit Menschen und Aufgeregtheit. Vergebens versuchte Wagenmeister, sich durchzudrücken.

Frau Kampf, blond, oberösterreichisch, derb, hielt ihn fest. „Sie haben ja schon g'hört, Herr Direktor? Na, auf so einen Sohn kann man stolz sein! Die Baronin hat er gerettet! Wenn er nicht gewesen wär' . . . Ich sag's ja: Wenn so ein aristokratisches Frauenzimmer, so eine hohe Dame —" Frau Kampf mußte Atem schöpfen.

Zwei, drei Frauen, die nur darauf gewartet hatten, öffneten die Schleusen ihrer Beredsamkeit. Dem alten Wagenmeister gelang es, zu flüchten.

Er nahm nicht den Weg über den Platz und die breite, belebte Wiener Straße, sondern ging über die kleinere Marktgasse hinauf. Er wollte das Kaffeehaus in der Wiener Straße vermeiden, denn gerade jetzt waren die Tarockpartien zu Ende, und er hätte die Freunde getroffen, den Bezirksrichter, den Tierarzt, den Notar. „Warum bist denn heut nicht kommen?" Solche und ähnliche Fragen hätte er zu beantworten gehabt. Das wollte er nicht. So ging er rasch die holprige Gasse hinauf, dankte mit achtloser Höflichkeit für jeden Gruß und rannte richtig oben an der Ecke dem Tierarzt Zorn in die Hände.

„Guten Abend, Herr Direktor!" sagte der mit mildem Vorwurf. „Wir haben bis sechse auf Sie gewartet. Doktor Neubaur ist dann eingesprungen. Und ein Glück hat der gehabt —!"

„Ich fahre morgen nach Wien, und da hab ich noch alles mögliche aufarbeiten müssen." Dem alten Wagenmeister fiel es unendlich schwer, diese kleine Lüge auszusprechen.

„Ja, ja — halt viel zu tun!" meinte der Veterinär mitfühlend. „Ich hab jetzt auch die Geschichte mit dem Tollwutsfall in Ebersbach . . ." Er hängte sich ohne weiteres an die Seite des Herrn Direktors.

Frau Gymnasialdirektor Buch ging mit ihrer erwachsenen Tochter vorüber. „Ah, küss' die Hand, Frau Direktor!"

„Küss' die Hand, Frau Direktor!" grüßte der alte Wagenmeister hinterher, ohne aufzusehen.

Frau Buch blieb stehen. Sie war eine zartgebaute ältere Dame, die französische Romane las und an modernen Frauenzeitschriften mitarbeitete. Aber sie fing auch gleich mit der Geschichte an: „Haben Sie schon gehört, meine Herren —?"

„Ich weiß schon!" murrte der alte Wagenmeister.

„Na ja: Warum nimmt der abgetakelte Lebegreis eine Frau, die so viel jünger ist?"

Die verheiratete Tochter war ganz genau unterrichtet. „Zweiunddreißig Jahre ist er älter!" Echt weiblich war die Umdrehung.

Dr. Zorn stellte sich mit breitbeiniger Teilnahme hin und ließ sich die Geschichte erzählen; denn im Kaffeehause hatte man nichts Genaueres gewußt.

(Fortsetzung folgt)

Ein Teufelsmädchen

Von Christian Munk.

„Also Caballeros," fuhr der Viehzüchter Alfonso Escalada pustend und schnaubend fort, „in diesem jämmerlichen Urwald-expreß der F. C. B. schaukelten wir schon drei Tage durch die Urwälder und Steppen Südamerikas.

Auf einem Pferderücken hielt ich es damals vierzehn Tage aus, als ich noch jung war, aber die verdammte Eisenbahn machte mich krank.

José, der Lokomotivführer war vier Tage in der Woche betrunken und schlief seinen Rausch im Gepäckwagen aus. Der schwarze Pedro vom Bahnpersonal bediente an solchen Tagen den Dampfhebel dieser armseligen Kaffeemühle. Dann sprangen gewöhnlich in den Kurven die Wagen aus dem Gleis, und wir hatten einen stundenlangen Aufenthalt im heißen Camp, bis die elenden Bretterwagen wieder richtig standen.

Drei Tage saß mir also die blonde deutsche Senorita, von der ich euch erzählen will, gegenüber. Sie fuhr mit einem kranken vierjährigen Jungen herunter nach Santa Maria, um den Kleinen in der Klinik abzuliefern, oder so. Es war höchste Zeit, denn er hatte das Fieber. Ob es ihr Kind sei? — O nein, nein, nein! Das ihrer Schwester. Sie selbst wäre noch nicht, — sie hätte noch keinen Compagnero fürs Leben gefunden. Aber sie liebe das Kind, als sei es ihr eigenes. Jawohl, mein Herr.

Eine Frau, sage ich euch, blond wie argentinischer Weizen, zart wie ein Kalb, aber ein Temperament — na, ihr werdet ja sehen!

In Campo-Grande stieg eine zweifelhafte Gesellschaft ins Abteil. Herren, vorne mit rotseidenen Krawatten und hinten Flicken an der Hose. Campo-Grande ist eine verdammte Spielhölle, und mancher ehrliche Viehzüchter hat seine sauer verdienten Pesos in den Taschen solcher Aasgeier gelassen, wie sie jetzt bei uns qualmend im Abteil saßen. Sie luden auch uns gleich zu einem ganz harmlosen Spielchen. Aber die deutsche Senorita lachte nur. Und ich selbst habe in den Fängen ähnlicher Burschen schon zu viel Federn gelassen, als daß ich ihnen auf den Leim gekrochen wäre. No, Senor, mit mir nicht!

Wir rattern schläfrig durch die Gluthitze der Steppe. Ich schwitze wie ein Stier und döse vor mich hin.

Auf einmal — bums — krach — lande ich in den Armen des deutschen Fräuleins. Sie schreit auf. Bei meinem Gewicht nicht verwunderlich.

Carramba! Schon wieder so ein verdammter Aufenthalt. Der Zug hält mitten im Camp. Ich lasse das Fenster herunter, um dem besoffenen José endlich einmal die Meinung zu sagen. Kaum strecke ich den Kopf heraus — sssst — peng, saust mir eine blaue Bohne haarscharf an der Nase vorbei. Ich schrecke zurück, schlage mit dem Hinterkopf ans Gepäcknetz, und sehe alle Sterne tanzen.

Alle Passagiere stürzen erschreckt an die Fenster. Aber jedesmal, wenn einer den Kopf hinausbeugt, geht es sst — peng, peng, peng — und die Kugeln zwitschern nur so um uns herum.

Verdutzt starren wir uns an. Mir schwant etwas, und ich greife nach dem Gürtel, in dem die Goldpesos für den letzten Viehverkauf stecken. Die Schießerei ist im vollsten Gange. Der kranke Junge hat sich unter der Bank verkrochen und schreit. Das deutsche Fräulein versucht vergeblich, ihn hervorzuziehen. Die Fensterscheiben zersplittern. Die Passagiere schreien und schluchzen, kurz: der Krach ist vollkommen.

Nach den Schüssen zu urteilen, müssen es mindestens zwanzig Banditen sein. Und ihr wißt, was das bedeutet.

Also wedeln wir mit einem nahezu weißen Taschentuch zum Fenster heraus. Sofort tritt Ruhe ein.

Hinter einem Kakteengestrüpp taucht ein riesiger, zerfranster Strohhut auf. Eine Stimme kräht: „Caballeros! Sie verlassen jetzt mit erhobenen Händen den Wagen! Einer nach dem andern. Bei der geringsten Bewegung wird geschossen. Der erste aus dem ersten Wagen soll herauskommen. Rapido! Rapido!

Es waren nur zwei Personenwagen und unser Wagen der erste.

„Bitte, Sie haben den Vortritt," meinten die höflichen Falschspieler zu mir und klemmten in rasender Geschwindigkeit ihre Geldtaschen zwischen die Sitze.

Ich stehe versteinert mit meinen 5000 Pesos um den Bauch.

„Rapido! Rapido!" brüllt der Strohhut hinter den Kakteen. Wollen Sie nicht?" zischt mir das deutsche Fräulein zu.

Also los. — Ein Mann mit erhobenen Händen ist an sich schon ein lächerlicher Anblick. In der Steppe, allein im weiten Camp, ohne sichtbaren Gegner, ist der Anblick geradezu katastrophal.

„50 Schritte geradeaus!" kommandiert der Kakteenbusch. Ich klettere vom Bahndamm herunter und zähle gewissenhaft meine Schritte im Gras.

„Umdrehen!" Ich drehe mich zum Zug um. Der steht still und ausgestorben auf dem Damm. Nur die Lokomotive läßt noch ein paar Seufzer hören. O, Santa Madonna, wenn sie mir jetzt eine Kugel von hinten —

„Der Nächste rauskommen! Rapido! Rapido!" Und schon springt das deutsche Fräulein mit dem Jungen auf dem Arm aus dem Wagen und rennt schnurstracks auf den Kakteenbusch los. Das hättet ihr sehen müssen! Ihr kennt keine deutschen Frauen. Carramba! Welche Augen! Welche Stimme!

Sie schreit: „Wo ist diese Schafsnase von Anführer? Habt ihr denn keine Augen im Kopf? Dieses kranke Kind muß in die Klinik nach Santa Maria. Was sollen die Albernheiten?! Verspäten wir uns auch nur um eine Stunde, dann sollt ihr mich kennen lernen, meine Herren!" Und sie fuchtelt mit einer leeren Milchflasche in der Luft herum.

O lala! Jetzt wird es lebendig in der Steppe. Von allen Seiten tauchen verwegene Gestalten auf, und der Mann mit dem Strohhut kommt auf die Senorita zu. Ein Kerl wie der Satan. An den nackten Füßen die Silbersporen, um ein Bein eine gelbe Ledergamasche und über Bauch und Brust drei Patronengürtel, zwei Revolver in den Händen und die Machete, das Buschmesser an der Seite.

„So, du bist der Anführer! Komm her, und sieh dir das Kind an. Es stirbt mir ja! Ich habe geglaubt, Banditen wären Kavaliere!"

Der verdatterte Indio stammelte: „Ich bin untröstlich, Senorita, hätte ich gewußt — so ein Chicito und krank, oh! Das ist so traurig. Aber Sie verstehen — das Leben ist hart!"

„Dann beeilen Sie sich doch wenigstens," meint sie und schreit nun ihrerseits „Rapido! Rapido!" nach dem Zug hin, aus dem die Spieler und drei Farmer mit erhobenen Händen erscheinen.

„Hierher, Caballeros, legen Sie Ihre Börsen, Uhren und Ringe auf einen Haufen, aber Tempo, Tempo! Wir haben keine Zeit zu verlieren!" Wir alle protestierten erregt und schwören mit 5000 Pesos im Gürtel, die ärmsten Teufel unter der Sonne zu sein.

„Verzeihen Sie, Senorita," wendet der Bandit schüchtern ein, „wir sind leider gezwungen, die Waggons zu verbrennen, sonst schicken uns die Beamten von der nächsten Station die Miliz auf den Hals."

„Gut, verbrennen Sie die Wagen. Ich fahre mit dem Kind auf der Lokomotive weiter."

„Leider unmöglich," grinst der Verbrecher, „denn der Führer liegt betrunken im Gepäckwagen und ist nicht einmal vom Schießen erwacht, und der andere ist ungeschickterweise mit seinem Bein einer Kugel in den Weg gekommen. Der liegt daneben."

„Verdammt!" schreit sie voller Zorn und rennt mit ihrem Kind zur Lokomotive. Die Banditen lassen sie lachend laufen und schnallen mir den Gürtel mit den Goldpesos ab. Allgemeines Freudengeheul! Jetzt werden die anderen durchsucht. Sie haben nichts. Riesengeschrei und Flüche. „Versteckt werden sie es haben, die Schweine! Seht in den Wagen nach!"

Da — ein Schrei — wir starren nach dem Zug, und wollt ihr es glauben, — wir sehen ihn gerade noch drüben im Urwald davonbrausen.

„Caballeros," sagt einer der Passagiere, „der Zug ist weg und die Senorita mit dem Kind auch. Sie hat uns alle übertölpelt, denn unsere Brieftaschen und Uhren sind im Wagen geblieben."

„Ha, ha," lacht ein anderer Falschspieler, „scheiden wir also als Freunde und Männer. Ich schlage ein kleines Abschiedsspielchen vor." Dabei zog er ein Kartenspiel heraus.

Gesagt, getan. Den Banditen juckten die Hände. Wir setzten uns am Bahndamm nieder und begannen zu spielen. Es ging großartig. Die Banditen waren Ehrenmänner und bezahlten mit meinen Goldpesos. Stunde um Stunde verrann. Am Abend machten wir ein Feuer und spielten weiter.

Als die Senorita in der Nacht plötzlich wie ein Geist bei uns auftauchte und 25 Mann Militär, das Gewehr im Anschlag hinter ihr, hatten die Banditen nicht nur alles Geld, sondern auch ihre Revolver, Sattelzeug und Pferde an die Falschspieler verloren.

Die hatten aber kein Glück damit. Sie wurden mit den Banditen verhaftet und in Santa Maria wegen Falschspielerei eingesperrt.

Meine Pesos bekam ich wieder.

Ja, eigentlich wollte ich sie heiraten. Beim Abschied sagte ich es ihr. Aber sie sagte lachend, daß sie doch schon einen in Aussicht hätte, einen Ingenieur in Deutschland.

Merkwürdig, könnt ihr das verstehen?"

Goldregen heiratet

Von Hans Ernst

Wer zuerst im Betrieb auf den Einfall gekommen war, die junge blonde Lohnbuchhalterin Grete Brandt Goldregen zu nennen, weiß ich nicht. Tatsache ist aber, daß ein Tuscheln von Maschine zu Maschine flog, sobald Grete Brandt mit den Lohnzetteln unterm Arm zum Meister Otto getrippelt kam. — „Goldregen ist da!“ — „Goldregen kommt.“ — „Au, Goldregen hat sich heute aber fein jemacht,“ so ging es von Mund zu Mund. Selbst die älteren Arbeiter sahen auf und warfen einen Blick über ihre Stahlbrillen und lächelten. Goldregen war die Sonne des Betriebes, und wo sie hinkam, herrschte Lachen und Fröhlichsein.

Kein Wunder: Goldregen war ein schmuckes Ding von kaum achtzehn Jahren, ging immer sauber und adrett angezogen und hatte als echtes Berliner Kind den Mund auf dem rechten Fleck. Goldregen hatte denn auch Eindruck gemacht. Besonders bei den jüngeren Arbeitern. Alle hatten schon mehr als einmal Lust verspürt, Goldregen zu einem Glas Bier oder einer Tasse Kaffee einzuladen. Manche hatten es auch schon versucht und dabei Glück gehabt. Goldregen hatte nicht nein gesagt. Ueber eine Molle und einen Likör war es aber nie hinaus gekommen. Dann hatte Goldregen abgewinkt, und die Genasführten hatten nachher Mühe, die Hänseleien der anderen abzuwehren. Seitdem traute sich an Goldregen niemand so recht heran

Mit Ausnahme des jungen Peter Lembke. Peter war unermüdlich. Abends, nach Büroschluß, wartete er an der nächsten Straßenecke, brachte Blumen und Konfekt, er ging sorgfältiger als früher angezogen, und die Kollegen munkelten, daß Goldregen zu Peter anders sei, als zu ihren sonstigen Verehrern. Einer erzählte, er hätte beide zusammen im Kino getroffen, ein anderer wollte sie abends im Stadtpark gesehen haben. Was daran stimmte, konnte keiner sagen, denn Peter Lembke hüllte sich in Schweigen, wenn das Gespräch auf Goldregen kam.

Da tauchte eines Tages im Betrieb ein Neuer auf. Hans hieß er und stammte aus Hamburg. Hans arbeitete an der Drehbank, die dicht neben der Meisterbude stand. Er hätte Goldregen immer aus nächster Nähe sehen können. Aber er kam nicht dazu. Seine Maschine war alt und klapprig, und er durfte keine Sekunde verbummeln, wenn er sein Arbeitspensum schaffen wollte. So gab er es denn auf, sich nach Goldregen umzudrehen, wie es die andern machen konnten.

Der Neue schien überhaupt ein merkwürdiger Mensch. Nie beteiligte er sich in den Pausen an den Gesprächen der Kollegen über die im Betrieb beschäftigten Mädchen. Geschickt wich er immer diesem Thema aus. Man erzählte sich, daß der Neue unter einer dummen Liebesgeschichte sehr zu leiden gehabt hätte und mit Frauen nichts mehr zu tun haben wolle.

Und dann geschah eines Tages das Entsetzliche. Es gab ein ungeheures Krachen, einen grellen Aufschrei, die alte Drehbank flog in Trümmer, und am Boden lag ein blutiges menschliches Wesen. Es hatte den Neuen arg mitgenommen. Für die nächsten Wochen war er im Krankenhaus gut aufgehoben.

Von diesem Tage an ging Goldregen mit finsterem Gesicht umher. Ihr Lachen war verstummt, um die Augen zogen sich tiefe, schwarze Schatten, und wer sie necken wollte, kam an die falsche Adresse. Niemand fiel aber auf, daß sie sich plötzlich mehrmals in der Woche des Nachmittags frei geben ließ, hastig über den Werkhof rannte und an der nächsten Straßenbahnhaltestelle nervös auf und ab trippelte.

Peter Lembke gab sich alle Mühe, herauszukriegen, was Goldregen so verändert haben könnte. Nichts erfuhr er, gar nichts, so sehr er sich auch bemühte, Goldregens Aufmerksamkeit zu erregen.

Einige Wochen ging das so, dann wurde Goldregen wieder die alte. Sie lachte und scherzte und ließ sich sogar herbei, mit Peter Lembke und mehreren Kollegen gelegentlich nach Arbeitsschluß ein Glas Bier trinken zu gehen. Manche konnten leicht den Eindruck gewinnen, daß der Peter Lembke und Goldregen . . .

Dann kam der Tag, an dem der genesene Hamburger aus dem Krankenhaus entlassen wurde. In den späten Nachmittagsstunden kam er in den Betrieb gehumpelt. Sein Arbeitsplatz, an dem eine neue Maschine stand, war mit Blumen geschmückt. Und als er mit Betriebsschluß das Haus verließ, stand Goldregen vor dem Tor, fiel ihm um den Hals und gab ihm vor den Augen aller Kollegen einen schallenden Kuß. Die Gesichter der Umstehenden wurden immer länger, und Peter Lembke hielt es nicht mehr aus und rannte schnurstracks um die nächste Ecke.

Vierzehn Tage später wurde Verlobung gefeiert. „Na ja,“ sagte Goldregen, „wenn er mich nicht ansieht, muß ich ihn eben *ansehen, und dazu war im Krankenhaus die beste Gelegenheit. Noch dazu, wo ihn sonst niemand besucht hat.“*

Den größten Blumenstrauß hatte Peter Lembke geschickt, aber gekommen war er nicht.

Humor der Mittelmeervölker

Marokko

Ein Wanderprediger stand auf dem Marktplatz und predigte. Er hatte einen langen grauen Bart und war sehr dünn. Abu Ganifa, der marokkanische Schelm, stand dabei, hörte der Predigt zu und begann heftig und lange zu weinen. Als der fromme Wanderredner seine Predigt beendigt hatte, trat er auf Abu Ganifa zu und fragte: „Weinst du, o Leuchte des Propheten, weil meine Predigt einen solchen großen Eindruck auf dich gemacht hat?“

Abu Ganifa schüttelte sein Haupt, während noch immer die Tränen flossen: „Nein, großer Weiser, nicht deswegen weine ich. Ich weine, weil mich dein Bart an meine Ziege erinnert, die vorgestern gestorben ist!“

Türkei

Das türkische Volk ist gemütlich und heiter, was schon in der Grußformel „Güle, güle!“, die ständig gebraucht wird, zum Ausdruck kommt. „Güle, güle!“ bedeutet etwa „Lächeln auf deinen Weg“, und ein Volk, das sich täglich und stündlich so Frohes wünscht, muß Sinn für Humor haben. Eine der liebenswürdigsten Verkörperungen des türkischen Volkswitzes ist die Figur des Karagouz. Er ist ein gutmütiger Eulenspiegel, der immer helfen will, sich mit seinem Rat in jedes Geschäft, jeden Streit hineinmischt und immer zu spät kommt, immer die Sache noch ärger macht. Drollig sind auch die philosophischen Antworten, die man ihm in den Mund legt.

Einst fragte ihn jemand: „Wann wird das Weltende hereinbrechen?“

„Welches Weltende?“ meinte Karagouz.

„Wieviele Weltenden gibt es denn?“ fragte man ihn wieder.

Der Schelm erwiderte: „Wenn ich sterbe, das große, wenn meine Frau stirbt, das kleine.“

Spanien

Ein englischer Geistlicher befand sich in den Tagen der jüngsten spanischen Revolution im Lande Don Quixotes. Im Restaurant setzte man ihm hier zum zweiten Frühstück einen Milchkaffee und einen Teller mit Champignons vor. Diese Mahlzeit schmeckte ihm so gut, daß er noch eine zweite wünschte. Aber wie sollte er dies dem Wirt begreiflich machen, da er nicht ein Wort spanisch sprach? Kurz entschlossen, griff der Geistliche zu Papier und Bleistift und zeichnete zwei Pilze und eine Kuh auf. Und der Erfolg? Der Wirte brachte dienstbeflissen zwei Regenschirme und eine Karte für den Stierkampf herbei.

Aegypten

Der weise Kadi unterhielt sich mit einem Advokaten. Er erzählte ihm von einem Erdbeben, das er an der kleinasiatischen Küste einmal erlebt hatte. Er habe damals gerade an einem Abhang gestanden und sei dreißig Meter heruntergerollt.

„Oh!“ lachte der Advokat. „Man sagt doch, daß einem in solchen Fällen das ganze Leben vor dem inneren Auge noch einmal vorüberzieht. Habt Ihr da auch an all die Fehlurteile gedacht, die Ihr in Eurem langen Leben schon gefällt habt?“

Der weise Kadi, der einen Spaß verstand, erwiderte lächelnd: „Wie hätte ich an alle Fehlurteile denken können! Ich sagte doch, ich sei dreißig Meter hinabgerollt — nicht aber dreißig Kilometer!“

Fröhliche Ecke

Die Wissende. Der leitende Arzt eines Irrenhauses geht an den Fernsprecher, um eine Verbindung herzustellen. Das Fräulein beim Amt bedient ihn schlecht. Er wird wütend und schreit sie an.

„Wissen Sie nicht, mit wem Sie sprechen?“ fragt er erregt.

„Nein,“ entgegnet sie ruhig, „aber ich weiß, wo Sie sind.“

*

Auf dem Hof

„Hören Sie, Lina, Sie könnten den Teppich wirklich etwas stärker klopfen!“

„Aber, gnädige Frau — dann staubt es ja so!“

*

Beim Friseur

„Bekomme ich mein Geld wieder, wenn das Haarwuchsmittel nicht hilft?“

„Was für eine Frage! Alle bekommen ihr Geld wieder!“